

## Arbeit rund um die Uhr

Noch heute erinnern in Solikamsk Fabrikschornsteine an das Leid der Zwangsarbeiter

MDZ 05-03-2004

**Christian Tegethoff**

**Bild: Christian Tegethoff**

Das gewaltige Kalikombinat, das deutsche Ingenieure gemeinsam mit sowjetischen Fachleuten in den späten 1920er Jahren in Solikamsk gebaut haben, arbeitet noch heute. Als das Werk in der Uralstadt fertig war, kehrten die Deutschen nach Hause zurück – ihre russischen Kollegen wurden an die Wand gestellt und erschossen. Tod den Spionen. Solikamsk, 370 Kilometer nördlich von Perm gelegen, hat schon vor dem Zweiten Weltkrieg viele Tragödien gesehen.

Edwin Grieb kann sich an viele davon erinnern. Als die Wehrmacht in die Sowjetunion einmarschiert und damit auch das Schicksal der russlanddeutschen Minderheit besiegelt, ist er gerade mal 16 Jahre alt. Grieb lebt in dem kleinen Dorf Heibudden bei Donezk in der Ukraine, als er in die Arbeitsarmee einberufen wird. Dem Sowjetregime gelten die Russlanddeutschen als Funfte Kolonne Hitlers, als Spione und Diversanten – und als billige Arbeitskräfte, die die Front mit dem Lebensnotwendigen versorgen sollen.

15 000 Russlanddeutsche werden im Herbst 1941 in die Lager des Solikamsker Vorortes Borowsk einquartiert, Grieb ist einer von ihnen. Ihre Aufgabe: Das aus der Ukraine evakuierte Rustungswerk „Ural“ aus dem gefrorenen Boden zu stampfen und so schnell wie möglich die Produktion aufzunehmen. Die hastig eingerichteten Lager sind auf Tausende schlecht gekleideter und entkräfteter Menschen nicht vorbereitet. „Im zweiten Rayon standen schon Baracken bereit, aber im dritten Rayon gab es nur ein mit Stacheldraht umzauntes Stück Kiefernwald“, erinnert sich Grieb an die ersten Wochen im Ural. Die Arbeitsarmisten hausen hier in Zelten, gekocht wird über dem offenen Feuer. Bei Temperaturen bis zu minus 40 Grad ist der Boden steinhart gefroren, muss mit Feuern aufgetaut werden, damit die Arbeiten vorankommen. Mit Spitzhacken und Schaufeln reißen die Russlanddeutschen den Boden auf, machen sich mit Vorschlaghammern an den Aufbau des riesigen Werkes.

Was nicht geliefert wird, muss vor Ort hergestellt werden: Nagel, Sperrholz und vieles mehr, was für die Baustelle benötigt wird. Damit die im Rustungswerk zu produzierenden Waffen schnell an die Front gebracht werden können, müssen auch Straßen und Eisenbahnverbindungen gebaut werden. Gearbeitet wird deshalb rund um die Uhr, in zwei Schichten. „Offiziell haben wir elf Stunden am Tag gearbeitet, die zwölfte Stunde war für den Verteidigungsfonds“, erzählt Grieb. Die tagliche schwere Arbeit, der kalte Winter 1941/42, Krankheiten und die allgegenwärtige Sorge um die Verwandten in den anderen Ecken der Sowjetunion führen zu einer enormen Todesrate in den Lagern von „Berlin“, wie Borowsk von den umwohnenden Russen genannt wird. „Von den ersten Anwohnern sind 7 000 gestorben“, bilanziert Grieb, sein Blick schweift in die Ferne.

Trotz der vielen Todesfälle soll „Ural“ auf Befehl des örtlichen Volkskommissariats des Inneren (NKWD) zur Jahresmitte 1942 die Produktion aufnehmen. Am 8. August laufen die ersten Waffen vom Band. Punktlich zur sowjetischen Offensive bei Stalingrad erreicht „Ural“ die geplante Produktionsstärke. Bis zum Siegestag liefert es der Roten Armee allein 2 655 600 Geschosse für den Raketenwerfer vom Typ M-13 „Katjuscha“, die berühmte Stalinorgel.

Unterdessen sind 12 000 weitere Russlanddeutsche in Solikamsk eingetroffen. Sie werden in einem Netz kleinerer Lager in den Waldgebieten rings um die Stadt untergebracht. Unter ihnen ist der 17-jährige Anton Janke. Noch ehe die Wehrmacht seinen Heimatort besetzen kann, das ukrainische Nowograd in Wolynien, deportieren NKWD-Einheiten die russlanddeutsche Bevölkerung nach Kasachstan. Von hier aus wird Janke in wochenlanger Zugfahrt nach Solikamsk gebracht. „Alles ging mit der Hand“, berichtet der ehemalige

Arbeitsarmist von den Waldarbeiten beim Dorfe Jaiwa, „immer zwei Mann an einer großen Sage, immer schnell, schnell“. Denn die Norm muss erfüllt werden, wer nicht mitkommt, bekommt weniger zu essen. Die Baumstämme werden in die nahe Kama geworfen, flussabwärts treiben sie zur nächsten Bahnstation. Ein Drittel der Waldarbeiter hat den Krieg nicht überlebt, schätzt Grieb. Die Intellektuellen, die Funktionäre, die Lehrer, die „geistigen Arbeiter“ fallen den Bedingungen als Erste zum Opfer. „Sie waren an die schwere Arbeit nicht gewohnt“, so Grieb.

Die 3 000 russlanddeutschen Frauen, die 1943 in Solikamsk ankommen, haben mehr Glück. Sie werden zum Großteil im „Solikamskumprom“ eingesetzt, dem Papierkombinat der Stadt. „Im Vergleich zu unseren Männern hatten wir es viel besser“, meint die damals 19-jährige Emma Frank. Sie stammt aus dem Dorf Vollmer in der Nahe von Saratow, aus der im Herbst 1941 aufgelösten Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen. Russisch spricht sie kaum, als sie mit ihrer Familie und dem ganzen Dorf in einen Zug verladen und nach Kasachstan transportiert wird. In Solikamsk, dem Ort ihres Arbeitseinsatzes, lebt sie bis heute.

Denn noch lange nach dem Krieg unterstehen die Russlanddeutschen als „Sondersiedler“ der Kommandantur, bis 1955 dürfen sie ihre Wohnorte nicht verlassen. Auch die 6 000 „Repatriierten“, die ab Sommer 1945 in Solikamsk ankommen, müssen sich alle paar Wochen bei der Sondersiedlungsverwaltung melden.

Trotz der widrigen Umstände schaffen einige Russlanddeutsche den Aufstieg, Grieb bekommt mit 33 sein Diplom, im Sommer 1958. Er arbeitet in einer Fabrik, die Baustellen beliefert, bekleidet einen guten Posten in der Verwaltung, ist bei Renteneintritt Stellvertretender Direktor für Bauwesen. Doch seit Hammer und Sichel auf ewig eingeholt sind und über dem Kreml die Trikolore weht, ist der bescheidene Wohlstand des Nachkriegs-Solikamsk dahin. Gegenüber von Grieb's Wohnung liegt das Fabrikgelände, auf dem er jahrzehntelang gearbeitet hat – Gras und Unkraut wachsen hoch im heißen Sommer, ansonsten liegt das Gelände im Dornrosenschlaf unter einer dicken Schneedecke. „Niemand will mehr russische Produkte kaufen, die Leute sind verrückt nach Waren aus dem Ausland“, sagt Grieb bitter. „Es ist schade, dass das Werk nicht mehr ist.“

Der russischen Provinz fehlt das Geld. Vor zehn Jahren wurde ein Krankenhaus gegründet, das die betagten Opfer der Repressalien medizinisch versorgen soll. Fast drei Viertel der Patienten sind Russlanddeutsche. Die „Aktion Medeor“ aus Krefeld liefert Medikamente nach Solikamsk, ein Dessauer Krankenhaus schickte ein Ultraschallgerät und ein EKG, die Stadt hat mehrere Ärzte eingestellt und die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit finanziert Reihenuntersuchungen für ehemalige Arbeitsarmisten. Trotzdem steht die Klinik heute vor dem Aus. Die Stadtverwaltung ist pleite, knapp 45 000 Euro jährlich fehlen in der Kasse, um das Fortbestehen der Einrichtung zu sichern.

„Wir konnten hier eigentlich gut leben“, meint Grieb, „wir haben gute Fabriken und jede Menge Rohstoffe hier im Ural.“ Das Problem seien die neue Unternehmergegeneration und das federale Steuerwesen: „Alle sind nur auf das schnelle Geld aus, alle Steuern gehen nach Moskau, und für uns hier draußen bleibt nichts“, beschreibt der Rentner die Lage. Und: „Diese Demokraten tun alles, damit die Kommunisten wieder kommen.“ Die Perspektivlosigkeit in der 100 000-Seelen-Stadt führte seit Anfang der 90er Jahre zu einem Besorgnis erregenden Geburtenknick. „Arme Leute haben Angst, Kinder zu bekommen“, erklärt Grieb. Und wer konnte, ist als Spataussiedler nach Deutschland ausgewandert – 4 800 Russlanddeutsche haben Solikamsk den Rücken gekehrt.

Als örtlicher Vorsitzender der russlanddeutschen Gesellschaft „Wiedergeburt“ kennt Grieb die Zahlen genau. In dem Gebäude, das sich die Russlanddeutschen mit einer städtischen Schachschule teilen, verfügt die Wiedergeburt über eine gut ausgestattete deutschsprachige Bibliothek. Grieb und seine Mitstreiter sind bemüht, die Kultur ihres Volkes am Leben zu halten, Deutschkenntnisse zu vermitteln und den Zusammenhalt der Minderheit zu stärken. So sind schon fünf Mal alte und junge Russlanddeutsche im Rahmen

von „Generationentreffen“ zusammengekommen, in „Jugendsprachlagern“ soll der Nachwuchs seine historische Muttersprache lernen und mehr über Deutschland erfahren.

Grieb selbst will nicht nach Deutschland ausreisen, obwohl er den Sprachtest mit links bestehen wurde: „Ich will den alten Menschen hier helfen, solange ich noch lebe.“ An seine eigenen Leiden und an die seiner Altersgenossen wird Grieb taglich erinnert, wenn er mit dem Bus von Borowsk ins Stadtzentrum fährt. Grau und geheimnisvoll erhebt sich rechterhand das Rustungswerk „Ural“, wegen dessen Solikamsk jahrzehntelang eine geschlossene Stadt war. „Niemand wusste, was sie dort bauen“, flüstert Grieb, „und was sie dort heute treiben, weiß auch kein Mensch.“